

Ausschnitt aus dem Grußwort zur Eröffnung von der Autorin Eva Lezzi

Welches Ereignis in der »deutsch-jüdischen« Geschichte erinnern wir mit der stolzen Zahl 1700 Jahre? Auf der Homepage des Festjahres »1700 Jahre Jüdisches Leben in Deutschland« steht: »321 erlässt der römische Kaiser Konstantin ein Edikt (Gesetz). Es legt fest, dass Juden städtische Ämter in der Kurie, der Stadtverwaltung Kölns, bekleiden dürfen und sollen.«

Auf dem Gebiet des heutigen Berlin verweist ein Grabstein aus dem Jahr 1244 mit seinen hebräischen Lettern erstmalig auf jüdisches Leben. Die Geschichte der Juden Berlins ist demnach ähnlich alt wie die Stadtgründungen (Cölln und Berlin) auf diesem Gebiet selbst. Leider ist die erste schriftliche Erwähnung von Juden seitens von Nichtjuden hier kein freundlicher Erlass wie in Köln, sondern ein Verbot: Ende des 13. Jahrhunderts hält ein Innungsbrief der Wollweber fest, dass es untersagt sei, »das zur Tuchherstellung erforderliche Garn bei Juden zu beschaffen«.¹

Das Feiern einer Dauer von 1700 Jahren wird auch angesichts der Shoah sowie der Vertreibungen und öffentlichen Hinrichtungen von Juden inmitten der Stadt Berlin lange noch vor der Shoah, dem Holocaust, erschwert. Die gegen Juden erhobenen Anschuldigungen zu Beginn des 16. Jahrhunderts lauteten Hostienschändung, Kindermord. Die wahren Gründe fußten in wirtschaftlicher Konkurrenz.

Mit der Shoah setzt sich in der Ausstellung, die heute eröffnet wird, etwa eine Graphic Novel zu Regina Jonas' Biographie explizit auseinander. Dieses Werk zur ersten Rabbinerin Deutschlands hat Elke Renate Steiner erstellt. Atalya Laufer wiederum hat unter dem Titel »Framing« mit auf Glasscheiben gedruckten Kinderzeichnungen zur Shoah ein ebenso fragiles wie ausdrucksstarkes Kunstwerk gefertigt. Die Ausstellung hält demnach auch die Erinnerung an die Shoah wach.

Dennoch haben wir gute Gründe zu feiern – nicht nur angesichts der Eröffnung dieser von der Künstlerin Dr. Birgit Szepanski sorgsam kuratierten Ausstellung. Sondern insbesondere auch angesichts des so vielfältigen – kulturell wie religiös – diversen heutigen jüdischen Lebens in Berlin. Heute leben in Berlin etwa 25.000 bis 30.000 Jüd*innen, deren Familien bzw. sie selber aus Ost- und Westdeutschland, aus den postsowjetischen Gebieten, aus Israel stammen.

Ziel des Festjahres »1700 Jahre jüdisches Leben« ist es, jüdisches Leben sichtbar und erlebbar zu machen und dem erstarkenden Antisemitismus etwas entgegenzusetzen. Wie gerne hätte ich gute Gründe, den zweiten Halbsatz, den vom »erstarkenden Antisemitismus« wegzulassen! Da dies angesichts von entsprechenden Vorfällen in Deutschland leider nicht möglich ist, möchte ich den Satz zumindest ergänzen: Setzen wir etwas dem Antisemitismus, der Islamophobie und dem Rassismus entgegen und feiern wir Vielfalt in all ihren Facetten! Aber führt ein solcher Anspruch nicht vielleicht zu weit für eine Ausstellung, die auch einfach »nur« sie selber sein darf und soll? Das in dieser Ausstellung gezeigte subtile Zusammenspiel von vielschichtigen Werken regt uns Betrachter*innen jedenfalls dazu an, Diversität der Blicke und Erinnerungen, Fragilität der Zugehörigkeiten in uns selbst zu entdecken.

Und so ist auch das Motto der Ausstellung gut gewählt: HIERSEIN, Being here, Lehiot kann. Das erinnert an das jüdische Pariserlied von Hirsch Glik: »Wir senen do!«, hat aber nicht dessen verzweifelt-trotzigen Impetus, sondern etwas beinahe beiläufig-Selbstverständliches. Hiersein. Im Stadtbild, im Stadtverkehr, zu Fuß und per Bus, sichtbar und doch nicht markiert. Hiersein meint auch ein Verortet-Sein in den eigenen Werken, die alle realistische Züge und Bezüge, teilweise auch lesbare Schriftelemente, haben und dennoch auch ästhetisch für Unterschiedlichkeit stehen.

¹ Andreas Nachama, Julius H. Schoeps und Hermann Simon (Hrsg.), Juden in Berlin, Berlin 2001, S. 9.

Wenn wir uns die Geburtsorte der sieben ausstellenden, heute überwiegend in Berlin lebenden Künstler*innen vor Augen führen – Basel, Negev, Tel Aviv, Bremen, Kibbuz Hasorea bei Haifa, Aachen, Hagen – wird deutlich: Berlin ist noch immer oder wieder ein Sehnsuchts- und Zielort (nicht nur) für jüdische Migration. Berlin ist aber auch die Stadt des Miteinanders, in der jüdische wie nichtjüdische Künstler*innen in einen künstlerischen Dialog treten. Ein Dialog, den diese Ausstellung in einer Momentaufnahme festhält und für uns alle sichtbar, erlebbar macht.

Es geht bei dieser Ausstellung ganz offensichtlich auch um ein »Hiersein«, das eine Bewegung in sich birgt, sein »Andernorts« nicht vergisst. »Andernorts« – so der Titel eines 2010 publizierten Romans von Doron Rabinovici, dessen Protagonist nicht nur zwischen Israel und Österreich, sondern auch zwischen verschiedenen Identitäten pendelt.² In der Ausstellung zeigt u.a. die von Heike Steinweg erstellte Foto-Porträtreihe »Open History« in Verbindung mit den kurzen biographischen Notizen die mehrfach-Zugehörigkeiten der Porträtierten.

Abschließend möchte ich darauf darauf hinweisen, dass morgen Abend das Jüdische Neue Jahr anfängt, das Jahr 5782. Dieses Datum zählt die Jahre zurück bis zur Schaffung der Welt. Am 6. Tag der Schöpfung wurde laut Tora der Mensch geschaffen. Diesen göttlichen Schöpfungsakt, dem wir als Menschen unser »Hiersein« verdanken, feiern wir mit dem Neujahrsfest und wünschen uns gegenseitig: Shana Tova u’metuka. Möge es ein gutes und süßes Jahr werden. In diesem Sinne wünsche ich der Ausstellung und unserem Hiersein alles Gute!

² Doron Rabinovici, Andernorts, Berlin 2010.